



Der Freie Schwarzwälder

Wildbader Anzeiger und Tageblatt

mit Erzähler vom Schwarzwald.

Erscheinung:
an allen Werktagen.
Abonnement:
in der Stadt vierteljährlich M. 1.35
monatlich 45 Pf.
Bei allen hiesigen Postanstalten
und Boten im Orts- u. Nachbar-
ortsverkehr vierteljährlich M. 1.35,
ausserhalb desselben M. 1.35,
hiesig Bestelgeld 30 Pf.
Telefon Nr. 41.

Amtsblatt für die Stadt Wildbad.

Verkundigungsblatt
der Kgl. Forstämter Wildbad, Meistern,
Enzklösterle etc.
während der Saison mit
amtl. Fremdenliste.

Insertats nur 8 Pfg.
Auswärtige 10 Pfg., die klein-
spaltige Gernondzelle.
Reklamens 15 Pfg. die
Zeile.
Bei Wiederholungen entspr.
Rabatt.
Fremdenliste
nach Vereinbarung.
Telegraphen-Adresse:
Schwarzwälder Wildbad.



Nr. 92. **Donnerstag, den 22. April 1909.** 26. Jahrgang.

Steuergespräche

von Friedrich Naumann

Der Liberale: Wir haben zu allen Zeiten die „Liebesgaben“ belämpft, das heißt die politischen Geschenke, die die Regierung verteilt, um Geld zu bekommen. Der ganze Staat soll der ganzen Nation gehören, soll ja sagen eine „Liebesgabe“ für alle sein, aber sicherlich nicht ein Handelsbrot für agrarische Privilegien. Also wir haben eine gebundene Marktroute. In vielen Dingen können wir nachgeben (manche von uns haben darin eine schöne Fertigkeit), aber auf Kontingentsvermehrungen, Brennrechte, Brauereirechte, kurz auf neue Liebesgaben und Jänflerei können wir uns nicht einlassen. Das mag machen, wer will! Wenn der „Blod“ daran zugrunde geht, so laß ihn fahren dahin! Er war sowieso in der letzten Zeit schon recht schwindsüchtig. Was hat er denn für das Wahlrecht in Preußen geliefert und für die Ministerverantwortlichkeit? Die „Paarung konservativen und liberalen Geistes“ von der Fürst Bülow vor reichlich zwei Jahren geendet hat, war sozusagen eine „Eheirung“. Vielleicht war sie nötig. Alles ist nötig, was unvermeidlich ist. Geheuer hat es uns nichts, aber nun zeigt es sich doch, daß wir allerlei Geisler haben. Jene haben den Geist des Kontingentes und der Liebesgabe. Bei ihnen herrscht ein Realismus in Staatsfragen, der erstaunlich ist. Der Konservative vermag mit heftiger Miene dem Staate die Mittel, wenn er dabei nichts bekommt. Sehr patriotisch ist das nicht, aber althergebracht. Mag er sich mit dem Staatssekretär unter dem Segen der Priester verkontingentieren! Nur wollen wir uns darüber klar werden, welche Aufschüttung wir als Liberale von den Staatsfinanzen haben. Wir gehen zu, daß der Staat viel Geld braucht. Das ist heute eine allgemeine Ueberzeugung aller Liberalen, aber allerdings keine sehr alte Ueberzeugung, denn die ältere Generation von Fortschrittler und Demokraten war mehr darauf aus, die Mittel des Staates so knapp zu halten, als irgend möglich. Man soll ihnen daraus keinen Vorwurf machen, denn sie waren noch die Kinder des armen alten Deutschlands vom Jahre 1848. Und übrigens auch heute muß allen Verursachern von Staatsgeld auf die Finger gesehen werden. Doch das nebenbei! Wir wissen also, daß wir neue Geldquellen öffnen müssen, sobald wir im Staate herrschen wollen. Wer dem Staate die notwendigen Mittel verweigert, der wird unweigerlich von denen beherzigt, die die Mittel beschaffen. Das ist ja auch der Grund, weshalb es vielen von uns so blutfauer wird, sich nicht an der Finanzreform zu beteiligen. Man möchte ein Ueberzies

tun, um nicht zu den Beherrschten zu gehören. Aber was hilft's, was hilft es? Die Liberale können nicht an beliebigen Stelle mitten in der konservativen Wirtschaftsperiode sich in den konservativen Marktwagen setzen, wenn sie nicht ihre eigenen Zukunftshoffnungen in den Straßengraben werfen wollen. Eine liberale Finanzreform müßte nämlich mit Hinwegräumung der konservativen „Zölle“ und Kontingente beginnen. Daß das jetzt nicht geht, weiß jedermann, der die Ziffern der Parteien kennt, aber wahr ist es trotzdem. Genau das, was vor 70 Jahren Robert Peel in England getan hat, muß in Deutschland geschehen. Robert Peel setzte die Zölle auf notwendigen Lebensbedarf herab, setzte die direkten Steuern herauf und führte England auf die Bahn, von kapitalistischen Steuern und von Genussmitteln (Tabak, Tee, Kaffee, usw.) seinen Staatsbedarf zu bestreiten. Er setzte die Zölle herab, um dadurch das Volk steuerkräftig zu machen und, obwohl man ihm dieses vorher nicht glauben wollte, gelang es ihm glänzend. Das ist keine Theorie, sondern ein kontrollierbares wirtschaftsgeschichtliches Erlebnis ersten Ranges. Auch in Deutschland würde es ungefähr so sein. Jetzt lastet auf der Menge des Volkes infolge der Zölle eine Privatsteuer, die höher ist als die Staatssteuer, nämlich alle jene Gaben lasten auf der Masse, durch welche sich die Regierung ihre Mehrheiten billig gemacht hat. Wir werden erdrückt von Liebesgaben, das heißt von einem System preisverteuernder Staatsmaßnahmen, welches den geschäftigen Gewerben zu gute kommt, in ihnen aber wesentlich zur Erhöhung der Bodenrente und des Anlagekapitals dient. Die Masse zahlt bei uns schon heute genug für den Staat, nur zahlt sie es infolge der konservativen Regierungsart zur Hälfte an Privatbesitzer. Sobald die Regierung einmal die Korona der Räte von sich abschüttelt, wird der schönere Morgen der Reichsfinanzen tagen. Bis dahin — Nichtwerk, Stückwerk, Systemlosigkeit, so wie man es vor Augen sieht. Die wahre Finanzreform kann mit keinem Reichstag gemacht werden, der eine schutzöllnerische Mehrheit besitzt. Da aber sowohl der jetzige, wie auch wahrscheinlich der nächstfolgende Reichstag diese schutzöllnerische Mehrheit aufweist, so ist die Aussicht gering, daß wir vor Ablauf der jetzigen Zölle eine Finanzreform erhalten, die mehr ist als Hinrichtung. Natürlich muß es geschehen, weil wir sonst in Reichsschulden ertrinken, aber das Notwendige kann nicht geschehen: die Abschüttelung der Liebesgabenpolitiker. Das ist der Zwang dieser Lage. In ihr werden wir an den Vorschlägen der Regierung mitarbeiten, soweit uns möglich ist, um gar zu tolle Auswüchse des Liebesgabenwesens zu verhindern, aber wenn das nicht

gelingt, dann mögen die Ritter und die Priester ihre Protektionssteuern allein zustande bringen! Das ist dann besser, als wenn wir auch uns damit die Hände fleckig machen. Das Deutsche Reich leidet am konservativen Wirtschaftssystem, am System der Räte. Wenn einmal dieses gestürzt wird, dann erst kommt ganz von selbst die Finanzreform, denn dieser Sturz ist die Finanzreform. Jetzt fressen die Zölle den Staat auf, denn erstens verteuern sie alle Staatsverkäufe, zweitens verteuern sie das Leben des Staatsbeamten und drittens schwächen sie die Steuerkraft der Masse. Solange man diesen Wolf im Hause hält, gedeiht das Lamm der Reichsfinanzen nicht. Aber — der Zoll hat die Mehrheit. Alle Minister wissen das, wer aber kann es ändern? Erst im neuen Liberalismus, der aus der Bevölkerung aufsteigt, wird die Reichsnot heilen. Vielleicht kommt es bald. — man muß arbeiten und hoffen, aber zunächst, für jetzt ist an eine wirklich liberale Reichswirtschaft nicht zu denken. Dazu sind wir zu tief eingefahren in die konservativen Agrarierwege.

Fürst Bülow und das neue Programm der Reichsfinanzreform.

Der Reichskanzler hat am Dienstagabend die württ. Abordnung und ebenso die Abordnung anderer Staaten, die auf Grund von Volkskundgebungen die Bitte auf schleunige Durchführung der Reichsfinanzreform vortrugen, empfangen. Auf die verschiedenen Ansprachen erwiderte Fürst Bülow in einer langen Ansprache. Er febe die Kundgebung an als eine Mahnung an die Parteien, sich mit dem Gedanken der nationalen Notwendigkeit noch mehr als bisher zu erfüllen und als einen Gegendruck gegenüber dem an Terrorismus grenzenden Versuchen der Gewerbevereine, besonders des Tabakvereins, die Steuern von sich abzuwälzen. Es sei der einstimmige Wille der verbündeten Regierungen, die Lösung der Frage noch in dieser Session des Parlaments herbeizuführen. Der Reichstag werde nicht auseinandergehen, bevor er endgültig zur Finanzreform Stellung genommen hat. Wie wird die Reform im einzelnen sich gestalten? Nachdem sich leider ergeben habe, daß für die Besteuerung von Gas, Elektrizität und Zusetzen keine Mehrheit zu erlangen ist, werden die verbündeten Regierungen diese Steuern fallen lassen müssen. Für die Lücke muß Ersatz geschaffen werden. Er sei zwar heute noch nicht in der Lage, hierüber bestimmte Mitteilungen zu machen, habe aber dahin gewirkt, daß sich die verbündeten

Jede Klage zengt von Furcht, und das bricht den Stab über sie.
Arthur Schopenhauer.

Das Haus am Rhein.

Roman von Anna Wolke.
(Fortsetzung.)

Wir sehen ihn nur zu den Mahlzeiten. Mamas Salon, in dem wir die meiste Zeit des Tages zubringen, bereitet Papa nur bei ganz außerordentlichen Veranlassungen, sonst sitzt er auf seinem Zimmer oder arbeitet im Garten. Auch streift er wohl in den Weinbergen und in den Wäldern einsam umher. Die Menschen nennen in einem Sonderling, ja wohl noch schlimmer — einen Wahnsinnigen und lassen ihn seine eigenen Wege gehen, und wir — wir sehen ihn leiden, ohne ihm helfen zu können. Lilli, deren Zimmer neben dem Papas liegt, behauptet, sie höre ihn oft des Nachts im Traume weinen. Als ihr Briefchen kam, Fräulein Dären, da erwog ich mit Leonore ernstlich, ob es recht sei, Sie die Sie selbst leiden, in so mißliche Verhältnisse zu bringen, wie sie in unserem Hause herrschen, doch Mama wollte sie durchaus hier haben, weil sie glaubt, Ihnen helfen zu können, und Lore schute sich so sehr nach ihrer lieben Lehrerin und Freundin und darum gaben wir nach und jetzt — ach jetzt bin ich froh, daß Sie bei uns sind, daß ich es kaum sagen kann. Bären Sie ob meiner Offenheit? Fringard schloß das liebliche Mädchen, aus deren Rede, ein Ernst und eine Tiefe der Empfindung sprach, die sonst so jungen Mädchen nicht eigen, in ihre Arme und Wüste sie innig. „Wir wollen Freundinnen sein, Madam“, sagte sie, „und gemeinsam zum Lichte streben. Wollt Du?“ Nur ein strahlender Blick aus den süßen blauen Augen war die Antwort, denn soeben ließ sich Fräulein

Clarissas störende Stimme vernehmen, die mit Leonore in die Laube trat und Fringard entgegenrief:
„O wunderschön ist Gottes Erde Und wert, darauf vergnügt zu sein!“
Dabei warf sie einen verzückten Blick zum Himmel und streckte die Arme theatralisch empor, als wollte sie damit die ganze Welt umfassen, Fringard mit einbegreifen, die sich aber durch eine geistliche Wendung der ihr zugeordneten Vielstörung entzog.
„Wir dachten Lilli bei Euch zu finden“, sagte Leonore, indem sie ihren Arm um Fringard legte. „Kommt, wir wollen sie suchen.“ Leonore und Renate nahmen Fringard in die Mitte und ließen Fräulein Clarissa stehen, doch diese schien eine derartige Behandlung schon zu kennen, denn unbekümmert darum brach sie mit schmachenden Wäldern eine rote Nase, und während sie wie eine Wachtel hinter den jungen Mädchen dreinhüpfte, zwifte sie ein Rosenblatt nach dem andern aus der Blätterkrone, indem sie erwartungsvoll flüsterte: „Er liebt mich von Herzen, mit Schmerzen.“ Das Endergebnis dieser interessanten Beschäftigung war natürlich: „Ja sogar nicht.“
Doch wo war Lilli geblieben?
Sie hatte kein überflüssig, mit mehr Ernst, als man ihr zutrauen mochte, ihre Aufgaben beendet, hatte vorsichtig in Papas Zimmer gesucht, der, wie sie bemerkte, sein Mittagsgeschläfchen hielt, und war dann leise an Fräulein Clarissas Tür vorbeigegangen in den Garten geschlüpft, wo sie sich nach Möglichkeit vergnügte. Zuerst probierte sie die Schaukel und juchzte lustig in die blaue Luft, wenn eine Kraftanstrengung ihrerseits sie hoch bis an die Wipfel der grünen Bäume führte. Dann wand sie sich ein zierliches Kränzlein von grünen Reben und drückte es auf ihr blondes Krausköpfchen, ihren Gartenhut setzte sie etwas läßt dem marmornen Amor, der den Garten schmückte, auf's Haupt und da ihr Amor noch nicht schön genug erschien, nahm sie ihr weißes Batistenschürzchen ab und band es geschickt dem kleinen Liebesgott als Mantelchen um die Schulter. Dann nickte sie ihm freundlich lächelnd zu und begann mit kleinen Steinchen ein Bombardement auf eine große

Birne, die sich hoch oben am Wipfel des Baumes wiegte. So viel Steinchen auch hinaufflogen, die Birne wollte nicht kommen. Es war ein entzückender Anblick, die blühende kraftvolle Mädchengestalt mit dem weinumkränzten Köpfcchen sich so anmutig bewegen zu sehen. Die Wangen glühten vor Eifer wie die Rosen, und die schwarzen Augen, leuchtend wie Kirschchen, lachten begehrend zu der Birne hinauf.
Lilly hatte es nicht bemerkt, daß zwei Herren, die sie am Vormittag vom Wagen aus begrüßt, sie schon längere Zeit beobachteten, und jede ihrer Bewegungen mit bewundernden Blicken und lächelndem Munde verfolgten.
„Hurrah!“ rief plötzlich Lilly. Die Birne war gefallen. Zuerst strich der Badisch lieblos über das rote Bäckchen der Frucht, dann aber bissen die kleinen süßen Zähne herzhaft hinein und man sah es der Kleinen an, wie gut ihr die wohlverdiente Birne schmeckte.
„Fräulein Lilly, ich lege mich Ihnen zu Füßen“, rief plötzlich der junge Leutnant von Breben, während auch sein älterer Begleiter höflich grüßend hinzutrat, „aber Sie müssen mir auch eine Birne schenken.“
„Wörtlich?“ fragte Lilly lakonisch und zeigte auf den Boden zu ihren Füßen.
„Wörtlich“, entgegnete der Leutnant und ließ dem Wort die Tat folgen.
Die Kleine hatte inzwischen die Birne bis zur Hälfte verzehrt.
„Da!“ sagte sie und reichte dem vor ihr knieenden jungen Manne die andere Hälfte der Birne dar:
„Geteilte Freud' ist doppelte Freud.“
„Das hat sie von Fräulein Clarissa“, bemerkte der Leutnant bedeutungsvoll zu Herrn von Waldenburg, während er mit großem Behagen die halbe Birne verzehrte, Lilly aber lehrte ihm den Rücken und hingte sich an Herrn von Waldenburgs Arm, sich bei demselben im munteren Plauderton nach Frau von Brebens Befinden erkundigend.

Fortsetzung folgt.



